

Nr. 113. Bydgoszcz/Bromberg, 19. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er saß bei Lotte auf dem knarrenden Sofa. Frau Eckerlin, die brave Alte, lief mit erregten Backen herein und heraus, deckte den Tisch, kochte Kaffee, lief um Kuchen, stellte ein paar Veilchen auf den Tisch und war besorgt wie eine alte Glucke um das Wohl ihrer Kücken.

Lotte saß ihm genüber auf einem Stuhl sehr aufrecht und ziemlich förmlich, wenn man den Blick ihrer dunklen Augen unberücksichtigt ließ, der weich und zärtlich Leonhards Gesicht berührte.

Es huschte jetzt wie eine Wolke über ihre Züge, ein kleiner Zweifel, eine kleine Besorgnis, aber doch war sie in der Tiefe ihres Herzens keines wirklichen Grolles fähig. Ihre Liebe war neu und siegreich wie ein junger Frühlingstag, noch vermochte sie nichts zu ernüchtern, denn sie war unfähig zu kleinen Gedanken oder kleinen Gefühlen.

Sie lächelte.

Du hättest es mir ruhig sagen können, Leonhard. Ich bin nicht eifersüchtig. Wirklich nicht."

Er runzelte die Stirn.

„So sehr gleichgültig bin ich dir?"

Sie sah in sein Gesicht.

„So sehr", sagte sie.

„Komm doch her, Liebes", sagte er und rückte auf dem Sofa zur Seite, „komm her, setz dich zu mir."

Lotte stand auf, ging um den Tisch herum und setzte sich neben ihn. Er legte die Hand um ihre dünne Taille und drückte sie an sich. Er spürte ihre langen weichen Wimpern an seiner Wange.

Frau Eckerlin kam und ging, sie klopfte jedesmal an und jedesmal zog Leonhard seinen Arm von Lotte zurück und machte ein unbeteiligtes Gesicht.

„Ich werde gleich zum Messerschleudern übergehen", sagte er grimmig. „Sie soll doch bleiben, wo der Pfeffer wächst."

„Sie meint's ja nur gut", versetzte Lotte.

Er zog seine kurze Holzpfeife aus der Tasche. „Darf ich —?"

„Alles darfst du."

Er warf die Pfeife auf den Tisch und griff nach Lottes Schultern.

Sie rückte erschrocken zur Seite.

„Aber alles zu seiner Zeit", sagte sie warnend, „trink Kaffee und sei brav. Erzähl mir was."

Er seufzte schwer. Dann gab er sich einen Ruck.

„Übrigens — ich werde demnächst vielleicht meinen Beruf wechseln", sagte er beiläufig und sah sie von der Seite an.

„Was willst du denn werden?"

„Rate doch."

„Förster im Wald."

„Nein."

„Kleingärtner und Bienenzüchter."

„Nein."

„Ich weiß nicht. Sag's!"

„Millionär", sagte er und blinzelte sie an.

Sie lachte. „Herzlichen Glückwunsch."

„Im Ernst, Lotte. Paß mal auf." Er stopfte die Pfeife, stieß ein paar Rauchwolken aus dem Mundwinkel und schielte bedächtig auf den glimmenden Tabak. „Folgendes", sagte er.

Lotte machte ziemlich runde Augen, denn was sie jetzt zu hören bekam, war gewiß eine merkwürdige Geschichte. Und obwohl er in leicht ironischem Ton erzählte und deutlich durchblicken ließ, daß er nur wenig von dem allen hielt, hatte Lotte doch ein Gefühl des Unbehagens, ja einer fernen, ungewissen Gefahr. Sie begriff diese Regung zunächst selbst nicht. Aber dann verriet sie sich schon durch ihre erste Frage.

„Und was würde geschehen, wenn du das Geld wirklich bekämest?"

Es fiel ihm ein, daß ihm heute schon einmal diese Frage gestellt worden war.

Er nahm die Pfeife aus dem Mund und sah Lotte an.

„Heiraten", sagte er.

Lotte lehnte sich zurück und schwieg.

„Was denn?" fragte er, ein wenig verwirrt. „Natürlich würden wir sofort heiraten. Oder glaubst du nicht?"

Er legte die Hand auf ihr Knie. Kühl und leise strichen ihre Fingerspitzen über seinen Handrücken.

Mit ihrer tiefen und dunklen Stimme sagte sie: „Nein. Ich glaube es nicht."

„Aber Lottchen", sagte er verletzt.

„Die Welt wird so groß und so weit, wenn man viel Geld hat", fuhr sie fort, „und ich weiß nicht — liegt es eigentlich in deiner Natur, zu heiraten und seßhaft zu sein? Gerade weil du es immer wünschst? Ich glaube es nicht. Du bist gewiß der typische Abenteurer. Wehr dich nicht dagegen, eben das ist ja gerade das Typische."

„Ich bin kein Abenteurer", sagte Leonhard mit gerunzelter Stirn. „Ich hasse Abenteurer und bin keiner. Ich habe es dir so oft gesagt, Lottchen, warum willst du nicht vernünftig sein?"

„Bin ich doch", sage sie und lächelte zu ihm empor. „Ich bin doch viel zu vernünftig." Sie zog plötzlich ihre Hand zurück.

Er sah sie überrascht an.

Sie fuhr fort zu reden, unbeirrt und mit großer Sicherheit.

„Ich habe es immer gedacht, daß mit dir etwas im Gange ist, schon als ich den Brief fand. Du bist so leichtsinnig, Leonhard, und nimmst nichts ernst. Man wird dir das Geld in die Tasche stopfen und du wirst es immer noch nicht glauben. Aber wie dem auch sei. Ich freue mich für dich, Leonhard, und ich werde die Daumen halten. Aber sei nicht voreilig und mach keine Versprechungen. Vielleicht könnte es dir später leid tun. Verstehst du?"

„Nein!" sagte er heftig. „Ich pfeife auf das Geld. Ich will dich!"

„Aber wenn du das Geld hast, pfeifst du auf mich — und hast du mich, dann pfeifst du nicht mehr auf das Geld", sagte sie immer noch lächelnd", das liegt in der Natur der Dinge."

In seinem Gesicht zuckte es.

„Magst du mich denn nicht?" fragte er ziemlich ratlos.

„O, sehr", versetzte sie seelenruhig.

„Dann bin ich also ein Lügner, Schwindler und Betrüger, wie?" fragte er herausfordernd.

„Aber gar nicht", sagte sie mit lächelnder Gewißheit. „Du bist ein Mensch, der immer haargenau das sagt, was er im Augenblick fühlt, denkt und will. Aber du sollst keine Wechsel für die Zukunft unterschreiben. Gerade weil du ehrlich bist."

Er fuhr herum und sah sie fast böse an.

„Wo willst du eigentlich hinaus, Lotte? Wie sprichst du mit mir? Du versetzt mir einen Kinnhaken nach dem anderen, ich sitze hier friedlich und ohne Arg und du machst plötzlich einen Schurken aus mir!"

Sie lachte.

„Mein armer Schurke! Weißt du denn so genau, wie es ist, wenn man über Nacht Millionär wird?"

„Natürlich weiß ich das", sagte er. „Man kauft sich ein Landgut mit einem Park, mit einer Jagd, mit herrlichen Pferden, man heiratet eine gewisse junge Dame und hat viele Kinder und lebt noch siebzig Jahre glücklich und zufrieden."

„Zu schön, um wahr zu sein", versetzte sie heiter und strich mit der Hand über sein Haar. „Aber du sagtest doch selbst, daß du gar nicht im Ernst daran glaubst, das Geld jemals wirklich zu bekommen."

„Nun gerade!" rief er trotzig. „Ich werde dir beweisen, daß ich es ernst nehme! Denkst du, ich lasse so etwas auf mir sitzen? O pfui, Lotte, was hast du für eine schlechte Meinung von mir!"

„Sprich nicht so, Leonhard. Wir sind doch glücklich. Sind wir nicht glücklich auch ohne Geld? Sei ganz unsentimental, Leonhard. Sind wir nicht glückliche, junge Menschen? Brauchen wir Millionen? Sei ehrlich!"

„Fürchtest du dich vor dem Geld?" fragte er jäh.

Sie sah ihn an.

„Ja", sagte sie.

Es verwirrte ihn. „Aber Kind", sagte er, „bist du meiner so wenig sicher?"

„Niemand ist irgend eines Menschen sicher", sagte sie, „ich bin nicht etwas so Außergewöhnliches, daß ein Mann mich niemals vergessen könnte. Ach, es gibt so viele schöne und gute Frauen auf der Welt, Leonhard. Du weißt es doch. Meinst du denn wirklich, daß ausgerechnet ich, ich, die ich nichts bin und nichts habe —", sie sprang plötzlich auf und ging im Zimmer umher. Sie reckte ihre hohe schlanke Gestalt und lachte auf, ein wenig rauh. „Unsinn, darüber zu reden", sagte sie, und ihre Stimme klang noch dunkler, noch tiefer als sonst. „Überhaupt, man sollte weniger reden. Viel weniger. Komm, gib mir eine Zigarette."

Er reichte ihr mechanisch das Etui hin, sah sie dabei unverwandt an. Dann sagte er:

„Du hast recht. Von nun an wird gehandelt. Ich habe immer nur geredet und geredet, ich kann es verstehen, daß du mir vielleicht nicht immer glauben kannst. Aber ich schwöre dir, Lotte, damit ist jetzt Schluß. Ich habe immer zuviel überlegt. Ich sehe, welche unsinnigen Gedanken in deinen Kopf spuken. Ich muß jetzt etwas tun. Ich muß dir beweisen, daß ich —"

Sie legte ihre kühle, schmale Hand auf seinen Mund.

„Nicht reden", sagte sie.

Sie stand neben ihm, und er legte den Arm um ihre Hüften.

Eine wilde Entschlossenheit kam über ihn. Er war jetzt bereit zum Kampf, er hatte keinerlei Bedenken mehr.

Nur war es leider so, daß sein Entschluß ein wenig zu spät kam. Inzwischen hatte sich nämlich mancherlei ereignet.

7.

Der junge Mann Gerald Cobb hatte nicht gerade ein leichtes Leben, seit er seine grenzenlose Liebe zu Lucille Howard entdeckt hatte. Man konnte beim besten Willen nicht sagen, daß sie ihn liebevoll behandelte, viel eher schien sie ihn als einen Lakai zu betrachten, als einen etwas schwerfälligen und nicht sehr intelligenten Lakai, den man nur aus übertriebenen Menschlichkeitsgefühlen nicht gerade zum Teufel jagt. Glücklicherweise merkte Gerald Cobb nichts davon, denn seine Gefühle waren ja durchaus die eines Lakais und so war alles in bester Ordnung. Mitunter gestattete Lucille ihm, den Arm um ihre Taille zu legen oder ihre dünnen Finger zu küssen, sie ließ sich wohl auch dazu herab, ihm mit so einem ungewissen Ausdruck in die Augen zu schauen, daß er vor Freude zu blöken anfing. Das war aber dann schon ein Höhepunkt, den er sich noch viele Stunden später in seliger Erinnerung zurückrief.

Dieser schafsgesichtige Gerald Cobb verbummelte jedes Jahr drei oder vier Monate in Europa; er war Teilhaber seines Vaters, der ein sehr einträgliches Maklergeschäft in San Franzisko betrieb.

Freilich entsprach Gerald Cobb durchaus nicht dem Idealbild eines Mannes, wie Lucille ihn sich wünschte — ganz abgesehen von der Frage, ob Lucille überhaupt geneigt war, sich ideale Vorstellungen von Männern zu machen. Jedenfalls war sie gegen Männer aus dem Westen der Staaten von vornherein voller Mißtrauen und gar, wenn einer so ein blaurotes Gesicht und solche plumpen Bärentatzen hatte wie Gerald Cobb. Außerdem war er dumm laut, viel zu jung und roch immer nach Tabak. Aber Lucille hatte keine Zeit zu verleiren. Gerald war ja reich, und es kam wirklich nicht darauf an, ob sie sich ein paar Tage lang mit diesem unmöglichen Menschen abgab.

Wenn sie nur das erreichte, was sie wollte.

Lucilles Plan war sehr einfach. Er war auch durchaus eine typische Ausgeburt ihrer amerikanischen Magazingeschichten-Phantasie, und sie hütete sich wohl, Leonhard davon Mitteilung zu machen. Sie hatte — obwohl sie Europa im Grunde niemals begriff, — die Europäer doch schon genügend kennengelernt, um zu wissen, wo die Grenze dessen lag, was ihnen zugemutet werden konnte und was nicht. Sie behielt darum ihre Gedanken für sich, und das war nicht immer leicht, denn sie konnte zum Beispiel ohne die Mithilfe der Stojowska nichts unternehmen. Andererseits aber warnte ein Gefühl sie davor, die Stojowska in ihr Vertrauen zu ziehen.

Lucille wußte, daß Manja Stojowska kaum noch an dieser ganzen Geschichte interessiert war, die ja lediglich die beiden Schippenheils etwas anging. Sie hatte sich wohl unmittelbar unter dem ersten Ansturm der Gefühle zu einer Aktion hinreißen lassen, die sie heute vielleicht noch nicht gerade bedauerte, aber die sie bereits weit kühler und nüchterner beurteilte. Das Leben ging ja weiter und die Stojowska war schließlich keine Frau, die bei den Dingen stehenblieb. Lucille hatte das deutlich gemerkt, als sie mit ihr gesprochen hatte, um gewisse Einzelheiten zu erfahren, die ihr notwendig erschienen, ja sie hatte alle Geschicklichkeit ausbringen müssen, um überhaupt das herauszubekommen, was sie wissen wollte.

Tatsächlich interessierte sich die Stojowska bereits mehr für die Marke von Lucilles wasserfester Wimperntusche als für die Angelegenheiten des Herrn Kilian. Andererseits aber — und das zu Lucilles Glück — war sie von der kleinen Amerikanerin reichlich entzückt, wenn es ihr auch nie ganz klar wurde, wo diese hinaus wollte, und so hatte Lucille schließlich doch alles so gelenkt, wie sie es gewünscht. Lucille wußte ja auch, daß die Stojowska trotz aller früheren Aggressivität jetzt zu keiner Mitarbeit mehr bereit sein würde, aber Lucille brauchte niemanden mehr.

Sie wählte denn auch nicht den Weg des geringsten Widerstandes und des kleinsten Risikos, sondern sie entschied sich für jenen Weg, der am schnellsten zum Ziele führte.

Ihre Gedanken waren sehr real. Sie rechnete in Pelzen, Autos, Brillanten und Motorjachten, daran konnte sich ihre Phantasie entzünden und zu einer heißen, leidenschaftlichen Flamme emporlodern, die einfach durch alle Widerstände hindurchglühte wie ein sengender Brand.

Cobb war das Mittel zum Zweck. Sie nannte ihm den Namen eines englischen Zeitungskorrespondenten, den sie von Manja Stojowska erfahren hatte, und der zu den Gästen von Kilians Spielabenden zählte. Sie hieß ihn, sich von dem Mann eine Empfehlung zu beschaffen, und Cobb trabte gehorsam dahin.

(Fortsetzung folgt)

Die „Hasenrupfer."

Lustige Geschichte von Karl G. Gösßele.

Der Oberförster des stattlichen württembergischen Oberamts Heidenheim an der Brenz hatte allerhöchsten Besuch. Der Landesvater, König Friedrich, war unerwartet und unangemeldet eingetroffen, um zu prüfen, ob die Oberförsterei den königlichen Forst- und Verwaltungsgesetzen entsprechnd arbeite. Der hohe Herr liebte es, solche überaschenden Besichtigungen in eigener Person durchzuführen, weil er der Überzeugung war, daß man sich auf niemand so sehr verlassen könne wie auf sich selbst. In seiner Begleitung befand sich nur noch der Geheimrat, dem die Abteilung Forstwirtschaft in der württembergischen Landesregierung unterstand. König Friedrich trat nur selten öffentlich in Erscheinung, um so mehr aber spürte man sein Wirken überall.

Nachdem die Prüfung der Heidenheimer Oberförsterei sehr zugunsten des Oberförsters ausgefallen war, zeichnete der König seinen getreuen Beamten dadurch aus, daß er mit ihm auf die Jagd ging. Zu dritt durchstreiften sie die großen und herrlichen Wälder des Albuchs. Nachdem sie den ersten Hasen geschossen hatten, brachten sie ihn in ein kleines Dörfchen, das weltabgelegen war und in dessen Nähe sie sich gerade befanden. Dort gingen sie in das einzige Wirtshaus und lieferten den Hasen ab mit der Weisung, ihn bis zum Abend zuzubereiten. Die Wirtin, die allein im Hause anwesend war, nahm den Auftrag brummend an. Sie wußte selbstverständlich nicht, daß sie ausgezeichnet wurde, den Landesvater als Gast zu beherbergen.

Dann machten sich die drei Jäger wieder auf den Pirschgang. Es kam ihnen noch ein Hase vors Gewehr, und ein neugieriger Dachs konnte erledigt werden. Schließlich gerieten sie an einen Fuchs, der ihnen in seinen Bau entwischte. Der Dackel des Oberförsters setzte dem Flüchtling nach in das Röhrengewirr unter der Erdoberfläche, kam aber nicht mehr zum Vorschein, obwohl er Laut gab. Wohl oder übel mußten also König, Geheimrat und Oberförster sich an die Grabarbeit machen. Alle drei schufteten, was das Zeug hielt. Nach mehrstündigen Bemühungen drangen sie bis zu dem Dackel vor, der den in einer Sackgasse steckenden, unangreifbaren Fuchs im Schach hielt. Die königlichen und geheimrätlichen Bemühungen kosteten dem armen Reineke das Leben, und dann ging's zurück zum Dorfwirtshaus.

Als sie in das holzgetäfelte Gastzimmer traten, bewillkommnete sie kein Mensch; die Wirtin mochte wohl noch wie am Vormittag allein im Hause und mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt sein. Sie warteten eine Weile, aber niemand kam. Es fiel ihnen auf, daß im Gastzimmer weder ein Tisch gedeckt, noch sonst irgendwelche Anstalten zu einem Mahl getroffen worden waren. Sie warteten noch einmal eine Weile, und dann wurde ihnen die Sache zu dumm. König, Geheimrat und Oberförster machten sich auf die Suche nach der Küche. Nachdem sie diese gefunden hatten und eingetreten waren, bot sich ihnen ein überwältigendes Bild.

Zwischen dem großen Küchenherd, auf dem eine riesige Bratpfanne mit ausgelassenem Fett brotzelte, und dem Küchenfenster saß auf einem Schemel die dicke Wirtin, schnaufend und prustend, das vergehende Licht des Tages ausnützend. Über ihren Knien lag der Hase; ihr Gesicht, durch eine Brille verschönt, war weit vorgebeugt. Sie rupfte dem toten Meister Lampe einzeln die Haare aus, in großen, emsigen Bewegungen. Ihre Tätigkeit mußte anstrengend sein, denn die Farbe ihrer herabhängenden Backen war hochrot, und auf ihrer Stirn perlte der Schweiß.

Als die Wirtin ihrer drei Auftraggeber ansichtig wurde, verlor sie die Geduld, und die Galle lief ihr über. Sie schrie den Eintretenden entgegen: „Ihr könnt mir mitsamt dem verdammten Viech de Buckel nauf ond wieder ronter rutsche!"

Und dann knallte sie dem völlig überraschten König Friedrich, der am weitesten vorn stand, den halbgerupften Braten vor die Füße.

Nachdem die drei Jäger sich von ihrer Erstarrung erholt und nachdem sie begriffen hatten, um was es sich handle, brachen sie in hemmungsloses Gelächter aus. Dem König liefen die Tränen aus den Augen, dem Geheimrat hüpfte der wohlgerundete Bauch, und dem Oberförster blieb die Luft weg. Die dicke Wirtin wurde wegen des Verhaltens ihrer Gäste nur noch wütender; sie weigerte sich, ihnen etwas anderes zu essen zu geben, und — als sie immer noch weiter lachten — warf sie die Herrschaten hinaus. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit hungrigem Magen ein paar Stunden weit bis zur nächsten Wirtschaft zu tippeln.

Der König verfügte, daß der Wirtin, die einen ganzen Arbeitstag verloren hatte, weil sie einen Hasen wie Hühner, Enten oder Gänse zu rupfen sich unterfang, ein namhaftes Geldgeschenk aus seiner Privatschatulle überreicht wurde. Er war der Meinung, daß der gute Witz, den sich die brave Schwäbin geleistet hatte, unbezahlbar sei. Der gleichen Meinung waren auch alle übrigen Schwaben, die bekanntlich das humorbegabteste Volk der Welt sind.

Und seither gibt es in Württemberg eine Gemeinde, deren Bewohner fuchsteufelswild werden, wenn man sie die „Hasenrupfer" nennt.

Zwei romanhafte Liebesgeschichten schrieb Amor im 17. Jahrhundert auf der Burg Rheinfels, oberhalb von St. Goar am Rhein, und auf der Burg Runkel an der Lahn in das große Wunderbuch des Lebens. Auf der Feste Rheinfels, die heute eine der schönsten rheinischen Burgruinen ist, verliebte sich der galante Landgraf Ernst von Hessen in Christel Dürnitzell, die blutjunge Tochter seines Korporals. Da seine Zudringlichkeiten von dem graziösen Backfisch mit einer Ohrfeige quittiert wurden, entschloß er sich noch mit 67 Jahren, das 17jährige Mädchen zu heiraten. Auf der Burg Runkel führte Amor in anmutigem Versteckspiel den Erbgrafen von Runkel mit Gertraude Regenbogen, der Tochter seines Stabstrompeters, zum ehelichen Bund zusammen.

Das 18. Jahrhundert umschließt die „galante Zeit", in der die Liebesabenteuer kaum noch Abenteuer waren. In Schwedt an der Oder, in Würzburg mit Veitshöchheim und in Karlsruhe hat sie einige ihrer bekanntesten Denkmäler. Der tolle Markgraf von Schwedt, der nachts auf einem Brett von einem Eckfenster ins andere wandelte, verwirrt mit seinem Andenken noch heute die Gemüter. Es ist altbekannt, daß im Park des Schlosses die Lippen der Mädchen noch einmal so süß sind wie anderswo. Aus diesem Grunde wird der Schloßpark jeden Tag bei anbrechender Dunkelheit geschlossen, so daß sich die jungen Herzen dem benachbarten „Tal der Liebe" zuwenden müssen. In der fürstbischöflichen Residenz zu Würzburg und dem Sommerschloß in Veitshöchheim umgarnte Frau Venus sogar einen geistlichen Hirten. Der geniale venezianische Maler Tiepolo hat aus Rache dafür, daß ihn seine Geliebte mit dem Bischof betrog, die beiden Ungetreuen in einer Liebesszene in einem Freskengemälde festgehalten. Dem Park in Veitshöchheim verleiht der Gegensatz des dem Leben entsagenden Ordenskleides zu den süßen, lebensbeglückenden Liebeserinnerungen einen hinreißenden Zauber. Poesievolle Standbilder erhöhen die Stimmung des entzückenden Paradieses. In Karlsruhe hat sich aus einem verträumten Liebesschlößchen sogar eine Großstadt entwickelt. Der badische Markgraf Karl Wilhelm zog sich aus seiner Residenz Durlach dorthin zurück, um mit hundertundsechzig galanten Gartenmägdlein, die seidene Husarenuniform trugen, ein orientalisches Paradies zu gründen.

Einen romantischen Ausklang des 19. Jahrhunderts stellen die beiden von Fürst Pückler geschaffenen Parks in Muskau und Branitz dar. In dem Rauschen ihrer Bäume raunt es von seltsamen Liebesabenteuern. In dem Muskauer Park liegt die schöne Abessinierin Machbuba begraben, die der Fürst als zwölfjähriges Mädchen auf dem Sklavenmarkt in Chartum kaufte, während in dem Park zu Branitz ein rosenumsonnener Tempel an die berühmte schöne Sängerin Henrietete Sontag erinnert, deren Wahl zwischen einem jungen Grafen und einem alten Fürsten davon Kunde gibt, daß der unschätzbarste Vorzug für die Liebe die blühende Jugend ist.

Deutsche Liebespoesie

aus Schloßgemächern und Minnegärten.

Von Hermann Ulbrich.

DV. Es liegt im Wunder des Lebens begründet, daß die Vergangenheit nirgends so ursprünglich überliefert ist wie auf den Burgen und in den Schlössern, in denen Amor den Bogen besonders stark spannte und nicht nur feste Mauern durchschoß, sondern auch dicke Gesetzbücher durchlöcherte, wie an den Stätten, wo Frau Venus ihr Zauberreich entfaltete und als Königin herrschte, so wie sie auf dem Engelsbrunnen in Wertheim dargestellt ist, mit dem Pfeil in der einen und dem geknickten Männerherzen in der anderen Hand.

Wo Eros mit geschwungener Fackel in den romantischen Gemächern wandelte, und wo verschwiegene Lauben das Geheimnis seliger Stunden hüteten, schwebt die Glut heimlicher Leidenschaften aus früheren Zeiten noch heute in den Lüften. Man müßte kein Mensch sein, um nicht zu bemerken, daß in den Gärten und Parkanlagen dieser Burgen und Schlösser die Rosen herrlicher und duftreicher blühen, und die Nachtigallen heller und schöner schlagen als anderswo.

Das trifft in außergewöhnlichem Maße für die trutzige Burg Goseck über der Saale zu, die im 11. Jahrhundert von dem Kaiserlichen Statthalter Pfalzgraf Friedrich von Goseck und seiner temperamentvollen Gemahlin Adelheid von Stade bewohnt wurde. Die lebenssprühende Adelheid, deren weißblondes Haar ein Volkslied besingt, gab dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, dem Erbauer der Wartburg, in dem verträumten Minnegarten auf Goseck Gelegenheit, heimlich seine Liebeslust zu stillen, wenn die frommen Brüder des Burgklosters ihren Chorgesang summten, und die sternenklare Nacht auf das Thüringer Land hinabsank. Obwohl Friedrich nichts von den Abwegen seiner Gemahlin ahnte, nahm die leidenschaftliche Liebe zwischen Ludwig und Adelheid ein trauriges Ende. In einer Fehde, die die Herrin von Goseck zwischen beiden Männern herbeigeführt hatte, um von ihrem Gemahl erlöst zu sein, sank der Pfalzgraf unter dem Spieß des Thüringer Landgrafen tot zusammen. Ludwig wurde auf Befehl des Erzbischofs Adalbert von Bremen, des Bruders des Erstochenen, verhaftet und auf die Burg Giebichenstein gebracht. Er befreite sich aber durch einen kühnen Sprung, der ihm den Beinamen „der Springer" eintrug, aus der Gefangenschaft und sühnte seine Schuld durch die Stiftung des Klosters Reinhardsbrunn. Adelheid begründete ebenfalls ein Kloster in Oldisleben am Kyffhäuser und beschloß dort als Nonne ihr Leben. Fast neun Jahrhunderte sind seit den Liebesnächten vergangen, aber auf der Burg Goseck erzählt das zierliche Winzerhäuschen im Minnegarten noch von den zärtlichen Stunden, die den beiden flammenden Herzen dort schlugen.

Aus dem 13. Jahrhundert ist auf der kleinen Burg Caub im Rhein ein Liebesabenteuer in Erinnerung geblieben, dessen Folgen sogar von politischer Bedeutung waren. Der Palzgraf hatte seine Tochter Agnes auf die Inselbastei geschickt, um sie unerwünschten Freiern zu entziehen; er hatte aber die Rechnung ohne den draufgängerischen Otto von Wittelsbach gemacht, dessen Liebesfeuer selbst die Rheinfluten nicht löschen konnten. Der junge Freier stieg auf einer Strickleiter in die Kammer der hübschen Pfalzgrafentochter, ohne daß Schloßhauptmann, Torwart, Hofmeisterin und Zofe etwas merkten. Eines Nachts aber wurden seine Besuche doch entdeckt und dem Pfalzgrafen gemeldet, der sich an den Erzbischof in Mainz um Rat in der Angelegenheit wandte. Der Erzbischof hatte Verständnis für junge Herzen, schickte dem Pfalzgrafen einen Priester und ließ den Bund zwischen Otto und Agnes beim nächsten Liebesabenteuer gleich in der Burg segnen. Der Pfalzgraf stellte allerdings die Bedingung, daß das zu erwartende Enkelkind in dem Liebeskämmerlein das Licht der Welt erblicken müsse. Das armselige Mauerloch gibt noch heute als „Winkel der Wonne" von dem Ereignis Kunde, durch das die Wittelsbacher das Erbrecht auf die Rheinpfalz erhielten.

In den beiden folgenden Jahrhunderten erstrahlten die Burgen Gutenstein, Coburg, Vohburg und Ranis im Glanz der Venus. Auf Gutenstein, hoch über dem Rhein, feierte Ludwig der Bayer mit der verführerischen Ghiselaine von Caub bacchantische Liebesmahle, bei denen die Frauen mit Weinlaub und Reben bekränzt waren. Während der tapfere Schweppermann aus seinem Gefolge zwei Riesenstiefel Wein austrank, leerte Ludwig mit der koketten Ghiselaine in vollen Zügen den Liebesbecher, in den später ein bitterer Wermutstropfen fiel. Er erlag einem Gifttrank, den Violante, die Münchener Rivalin Ghiselaines, für die Herrin auf Gutenstein gebraut hatte.

Die alten Mauern der Feste Coburg berichten von der Liebe des alten Berthold von Henneberg zu seiner jugendlichen Vorleserin Johanna. Sie steigerte sich zu rasender Eifersucht, als Johanna ihre Gunst auch noch dem Junker Balthasar vom bischöflichen Hof zu Bamberg schenkte, der so verliebt war, daß er sich maskiert ins Schloß wagte. Später vernahmen die Coburger Mauern noch das Liebesgeflüster der fürstlichen Gattin Johann Kasimirs „Ännchen mit der Bibermütze", die die Unruhe ihres Herzens durch lebenslängliche Haft im obersten Geschoß der Burg büßte.

Im Schloß Vohburg an der Donau verlebte Albrecht von Wittelsbach mit der bezaubernden Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer nach heimlicher Eheschließung den Liebesfrühling, der mit der ergreifendsten Liebestragödie der deutschen Geschichte seinen Abschluß fand.

Die Burg Ranis in Thüringen erinnert an die mannstolle verwitwete Katharina von Brandenstein, deren seidene Strumpfbänder die Inschrift trugen „Wer mich liebt, den lieb ich wieder". Ihre verliebten Augen veranlaßten Wilhelm den Tapferen, den Sohn des Kurfürsten Friedrich des Streitbaren, seine aus königlichem Hause stammende Gemahlin in die Verbannung zu schicken und ihr sein Schloß zu öffnen. Er erhielt die Strafe, als er Katharina nach dem Tode seiner Gemahlin heiratete; denn in der Ehe ward aus der schwärmerischen Geliebten ein herrschsüchtiges Weib.



Lustige Ecke



Ein Instrument, das die Zeit „wiegt".

Eine Zeitwaage — jawohl die gibt es. Und sie leistet den Uhrenfabriken wertvolle Dienste. Besonders beim Einregulieren der Uhren. Man würde etwa 10 Tage für jede Uhr gebrauchen, wenn man sie auf ihr Tempo beobachten und nach und nach einregulieren wollte. Die Zeitwaage aber ermöglicht einem Arbeiter, an einem Tage rund 400 Uhren zu regulieren. Wie wird die Zeit gewogen? Das ist eigentlich sehr einfach. Die Zeitwaage hat nämlich keine andere Aufgabe, als jedes „Ticktack" in einen Stromstoß zu verwandeln, der einen sehr „feinfühligen" Zeiger betätigt. Mit dem Ausschlagen dieses Zeigers wird der einer Normaluhr verglichen, die ebenfalls durch Stromstöße angetrieben wird. Man vergleicht und reguliert — und die neue Uhr hat dieselbe Geschwindigkeit wie die Normaluhr.

175 329 Hochzeitspaare in Rom.

Die Eisenbahndirektion von Italien hat seinerzeit den freundlichen Einfall gehabt, Hochzeitsreisenden nach Rom eine besondere beträchtliche Ermäßigung zu gewähren. Die Wirkung ist, daß seit dieser Vergünstigung 175 329 Hochzeitspaare die Ewige Stadt zum Ziel ihrer Hochzeitsreise gemacht haben. Davon kamen 2920 aus dem Ausland oder Grenzland. Allein in diesem April sind 3537 Fahrkarten 2. Klasse und 2235 3. Klasse an Hochzeitsreisenden nach und von Rom verkauft worden. Flitterwochen in der Ewigen Stadt oder überhaupt in Italien — das ist für die Einheimischen und für die Auswärtigen doch ein zu verlockender Gedanke!

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.